

Vanessa Krypczyk

Du darfst nicht lesen

Kurzgeschichten



Du darfst nicht lesen

Du darfst nicht lesen, sagten *sie* zu mir.

Sie, das waren zwei junge Leute, die im Café an einem Tisch neben mir saßen und sich mit diesen Worten zu mir herüber beugten.

Ich musste lachen. Irgendwie klang dieser Satz albern.

„Wieso darf ich nicht lesen?“, wollte ich wissen.

Doch die Antwort bestand nur aus einem mysteriösen, unheilschwangeren Blick, der nicht zu deuten war.

Also lächelte ich und habe weiterhin immer dann gelesen, wenn ich wollte – wie bisher.

Papier raschelt unter meinen Fingern. Es ist trocken und verursacht ein nur allzu bekanntes Gefühl, das man nicht missen möchte, wenn man Bücher liebt. Schwarze, eckige Buchstaben bevölkern die Seiten. Sie bilden Wörter, Sätze, Kapitel, ganze Geschichten.

Aber diese Buchstaben halten ein Geheimnis in sich verborgen.

Sie sind gut versteckte Tore, die den Leser und Betrachter der Worte und Seiten eine andere Welt betreten lassen. Sie zeigen einem andere Menschen, deren Abgründe und Schönheiten. Sie lassen den Leser reisen – und doch wird er beim Heben des Blickes, beim Zuklappen des Buches wieder wohlbehalten zu Hause abgesetzt.

Das dachte ich.

Hätte ich ahnen können, dass es anders war?

Hatten *sie* mich vielleicht davor gewarnt?

Obwohl ich diesen merkwürdigen Worten, die wie eine Warnung geklungen hatten, kaum Bedeutung beimaß, musste ich doch mehr als nur einmal an sie denken, wenn ich ein Buch aufschlug.

Heißer Tee, aus dem noch der Dampf steigt und bei dem man sich die Hände verbrennt, wenn man sie gegen die Tasse drückt, gehört zu einem wirklich guten Buch einfach dazu. Dazu ein Teller, auf dem sich Kekse, gefüllt mit kleinen Schokoladenstückchen, stapeln. Das Ganze wird abgerundet von einem bequemen Sessel für die Abendstunden eines anstrengenden Tages.

Ich schalte das Licht im Wohnzimmer an. Die Lampe erwacht zum Leben und ergießt ihr Licht in den Raum.

Als meine Augen sich an das Licht gewöhnt haben, sehe ich es.

Das Buch, das zurzeit mein Begleiter ist und mich heute Abend auf eine Reise mitnehmen sollte, hatte ich auf dem kleinen Tisch aus hellem Holz platziert. Es ist dick, hat einen roten Einband und mein Lesezeichen, ein kleines, selbstgemachtes Band schaut am oberen Rand heraus. Aber das ist es noch nicht, was mich stört.

Das Problem ist das Messer, das mitten in dem Buch steckt.

Es spießt das Buch förmlich von oben nach unten auf, bohrt sich durch den dünnen oberen Buchdeckel, durch die Seiten und ist irgendwo dazwischen stecken geblieben.

Ein Klappern zerreißt die nervöse Stille im Raum.

Ich fahre heftig zusammen, da ich das Geräusch nicht einordnen kann und zum Glück gieße ich mir den heißen Tee nicht gleich über die Hände. Die Quelle des Geräusches befindet sich zerbrochen auf dem Boden.

Der von Hand bemalte Teller liegt in zwei Hälften vor mir. Kekse rollen über das Parkett, Kekse, gespickt mit feinen Schokoladenstückchen. Meine Hand, die bis eben noch den Teller hielt, zittert

unkontrolliert.

Mir gelingt es, die immer schwerer und wärmer sich anfühlende Tasse behutsam auf dem Boden abzustellen, bevor sich die Flüssigkeit über diesen verteilen kann.

Da steckt ein Messer in meinem Buch. Ein großes langes Messer.

Und ich habe keine Ahnung, wie es da hineingekommen ist. Oder warum es dort ist, führe ich den Gedanken fort. Ein weiterer drängt sich mir auf und er ist noch erschreckender:

Wer hat das Messer in mein Buch gesteckt?

Der Keks, den ich, ohne es wirklich zu bemerken aufgesammelt habe, fällt mir wieder aus der Hand und kullert davon.

Jemand muss in meiner Wohnung sein. Jemand hat mein Buch mit einem Messer aufgespießt.

Langsam erhebe ich mich aus der Hocke und sehe hinüber zu dem kleinen Tisch mit dem roten Buch und dem Messer mit dem dunklen Griff.

Mit vorsichtigen Schritten nähere ich mich meinem Ziel. Von rechts nach links, von links nach rechts wandert mein Blick, hektisch. Saugt alle mir so vertrauten Details meines Wohnzimmers in sich auf und bleibt doch immer wieder an dem Buch hängen. Ansonsten scheint alles noch unverändert so zu sein, wie ich es kenne.

Eine Bewegung aus dem Augenwinkel!

Ich reiße den Kopf zur Seite, fixiere mit den Augen – dabei bis tief ins Innerste erschrocken und verstört zitternd – die Stelle.

Einer der Vorhänge bewegt sich sanft im Wind, der durch das angekippte Fenster eindringt. Ein leichtes Vor- und Zurückschwingen des Vorhanges, ein kurzes Aufblähen und dann fällt er wieder in sich zusammen.

Für so eine harmlose Sache fühle ich einen erstaunlich großen Knoten in meinem Magen, der schwer dort lastet. Mein versuchtes ruhiges Ein- und Ausatmen sind die einzigen Geräusche hier und sie erscheinen mir furchtbar laut.

Ich wende meinen Blick von dem Vorhang ab und konzentriere mich stattdessen auf das durchbohrte Buch. Es sieht ermordet aus.

Erst denke ich, meine Sinne spielen mir einen weiteren Streich. So wie die unheimliche Bewegung des Vorhanges eben. Ich blinzle einmal, zweimal. Doch es ist immer noch da.

Direkt um das Buch ist ein großer dunkler Fleck mit unregelmäßigen Rändern. Der Fleck scheint eine Art Flüssigkeit zu sein, die auf den ersten Blick schwarz aussieht, doch bei genauerem Hinsehen wirkt sie tiefblau. Wie eine Blutlache um einen menschlichen Körper ist diese Flüssigkeit um das Buch verteilt.

Mein Ausatmen klingt ohrenbetäubend laut.

Ich beuge mich vor, Stück für Stück nähere ich meine Hand dem Messer, das aus dem Buch herausragt. Meine sich unkontrolliert bewegenden Finger schließen sich um den Griff des Messers, mit einem Ruck ziehe ich es aus dem toten Buch heraus.

In der Mitte des Buchdeckels klafft ein Loch. Von der kalt schimmernden Spitze des Messers tropft etwas Dunkelblaues auf das Buch. Um meine Neugier zu befriedigen und um herauszufinden, was es ist, tauche ich den Zeigefinger meiner freien Hand hinein.

Es ist tatsächlich eine Flüssigkeit und während ich die Hand hebe, um den Finger näher betrachten zu können, ahne ich bereits, was es ist: Tinte. Dunkelblaue Tinte, die meinen Finger benetzt, die an der Spitze des Messers klebt und um das Buch herum ausgebreitet ist.

Meine Erinnerung daran, wie ich zum Telefon stolperte, wie ich es schaffte, die Nummer der Polizei

einzugeben, und an die Minuten des Wartens, bis diese eintraf, ist verschwommen. Die ernüchternde Wahrheit, die ein Teil von mir bereits geahnt hatte, war: dass es keinerlei Spuren eines Einbruchs gab, oder von einer Person, außer mir, die in meiner Wohnung war. Bis auf das Messer und das Loch in meinem Buch gab es nichts, was darauf hindeutete, dass jemand anderes hier gewesen war. Außer ich wurde bereits verrückt und hatte diese Tat selbst ausgeführt. Ich konnte nur hoffen, dass dem nicht so war. Und sagt man nicht, dass Verrückte es nicht in Betracht ziehen, verrückt zu sein, weil sie ihre Taten für normal halten? Dadurch, dass ich es einige Minuten lang in Erwägung gezogen hatte, konnte ich also nicht kurz davor sein, den Verstand zu verlieren, schlussfolgerte ich. Die Erinnerung an die zwei Menschen in dem Café kam wieder in mir auf. Die Menschen, die mich vor dem Lesen gewarnt hatten. Doch da ich dem Polizisten keine brauchbare Beschreibung dieser Leute liefern konnte, war dieser Hinweis auch nicht viel wert. Der Fall war bereits geschlossen, bevor er überhaupt richtig aufgenommen worden war. Es gab Wichtigeres, um das sich die Polizei kümmern musste. Es gab Schrecklicheres als ein ermordetes Buch. Es gab grausamere Menschen als die, die ein Buch voller Worte und Ideen töteten. Nur für mich sollte der Fall nicht abgeschlossen sein.